

SIEGFRIED RECK
CORINNA RECK (Hg.)

Worte und Bilder



Universitätsverlag
WINTER
Heidelberg



WORTE UND BILDER



Worte und Bilder

Herausgegeben von
SIEGFRIED RECK
und
CORINNA RECK

Universitätsverlag
WINTER
Heidelberg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

UMSCHLAGBILD

© Lajana Reck; Foto: Siegfried Reck, 2014

ISBN 978-3-8253-6891-3

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2018 Universitätsverlag Winter GmbH Heidelberg
Imprimé en Allemagne · Printed in Germany
Umschlaggestaltung: Klaus Brecht GmbH, Heidelberg
Druck: Memminger MedienCentrum, 87700 Memmingen
Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier

Den Verlag erreichen Sie im Internet unter:
www.winter-verlag.de

INHALT

Vorwort.....	7
--------------	---

TEIL I

Siegfried Reck

Mehr als eine persönliche Vorbemerkung	11
Worte und Bilder. Toposanalysen.....	21
Menschenbilder – Bilder von Menschen	37
Menschenwürde – ein Zauberwort? Versuch einer Toposanalyse.....	53
Rahmen und Rahmungen als kulturelle Formen.....	67

TEIL II

Siegfried Reck

Metaphern – Wie Fische im Wasser der Sprache?.....	95
--	----

Amelie Wolf

Die Metaphern und Metonymien der Liebe und der Furcht.....	101
--	-----

Dietlind Köhncke

Die Sprache bildhafter Symbole. Erinnerung an die Anfangsphase eines Gruppenprozesses.	105
---	-----

Dietlind Köhncke

Offenheit und Destabilisierung.....	129
-------------------------------------	-----

Katrin Stumptner

Immer wenn ich getötet werde.....	135
-----------------------------------	-----

Corinna Reck

Auf leisen Gleisen vorwärts reisen	143
--	-----

Mitho Müller

Captain on the bridge! All hands, assume your posts!	145
--	-----

Lajana Reck

Metaphern, die aus meinem Wortschatz verschwinden.....	149
--	-----

Über die Herausgeber	153
----------------------------	-----

Vorwort

Bedarf es eines Vorworts? Mein Mann, der Soziologe und Hochschullehrer Siegfried Reck, sorgt ja selbst für einen für mich eindrucksvollen Einstieg in die weite Welt der Worte und Bilder.

In „Mehr als eine Vorbemerkung“ (Teil I) wirft er ein recht persönliches Licht auf die Kommunikation in ihren verschiedenen Facetten und den Gebrauch der bildlichen Sprache, auf metaphorische Wörter, Topoi und ihren gesellschaftlichen Kontext. Seine Aufsätze sind eine Fundgrube zu den vielfältigen soziologischen, philosophischen, kulturellen und sprachwissenschaftlichen Seiten der Kommunikation. Es gelingt ihm, Ordnung zu schaffen, zu gewichten, Lücken durch eigene Forschungen zu füllen, Bezüge zu anderen Wissenschaften und zu den „Vätern“ bzw. „Klassikern“ der Philosophie und Soziologie herzustellen. Diese Fundgrube an Ergebnissen ist beileibe kein Wühltisch. Wer sich einlässt und es genauer wissen möchte, dem bleiben das Bücken, Aufheben, das Drehen und Wenden, sich Auseinandersetzen nicht erspart. Als Zugabe gewissermaßen wird man zum Nachdenken über sich selbst verleitet, um sich – in seinen Worten – nicht nur sprachlich auf die Schliche zu kommen.

In „Wie Fische im Wasser der Sprache“ (Teil II) beschreibt er die Natur der Metaphern, zerlegt dabei mit Freude seine eigenen, fordert konsequent die unsrigen, bis wir uns trotz anfänglicher Scheu schließlich von ihm als Mit-Autorinnen und -Autoren einfangen lassen. Seine Sorge, das Buchprojekt nicht abschließen zu können, war unbegründet. Sein Manuskript lag im Frühjahr 2016 vor. Die Beiträge der anderen konnte er im Sommer noch mit Vergnügen lesen. Im August 2016 verstarb er.

Um die eingangs gestellte Frage zu beantworten: Ja, sicherlich, es bedarf des Vorworts, nämlich vor allem um all jenen Dank zu sagen, die zum Gelingen beitrugen. Besonders am Herzen liegen mir unser langjähriger österreichischer Freund Gerhard Leeb, der Siegfried mit großem Einsatz in seinem Vorhaben unterstützt hat, und Maria Hagl, die schließlich mit viel Gespür das Lektorat übernommen hat. Und natürlich Siegfrieds Tochter Corinna Reck, von der er wusste, dass der weitere Weg bis zur Veröffentlichung bei ihr in den allerbesten Händen liegt.

Wilhelmshorst, im Mai 2018

Lajana Reck

TEIL I

Mehr als eine persönliche Vorbemerkung

Diese Aufsatz-Sammlung wird sicherlich nie einen befriedigenden Abschluss finden. Vielleicht weil ich sie wegen meiner Krankheit nicht zu Ende bringen kann; zudem aber auch, weil ich mich mit „Worte und Bilder“ auf einen Titel festgelegt habe, der ohnehin keinen Abschluss gestattet. Aber warum habe ich mich denn auf diesen Titel festgelegt? Die Gründe hierfür sind vielfältig: In den letzten Jahren beschäftigten mich Worte und Bilder bei zahlreichen Ausstellungen zu Gedenktagen der europäischen Geschichte in Deutschland und Österreich: Die Völkerschlacht von 1813, der folgende Wiener Kongress, der Erste und der Zweite Weltkrieg mit einer ungeheuren Bilderflut, hervorgebracht von Malern und Fotografen – und dazu Worte, Worte, Worte, zunächst als schriftliche oder zitierte, kunstvolle und wissenschaftliche Texte; mit der Verbreitung der dokumentarischen Filme schließlich immer mehr Worte auch im „Originalton“. Sicherlich drängte sich hier als herausforderndes Thema schon die Rhetorik mit ihren Topoi, Parolen und Gesten auf. Doch eine der stärksten Motivationen für die Titelwahl ergab sich für mich selbst überraschend aus einer Sichtung der Texte, die ich zunächst als Eckpfeiler in die Sammlung aufnehmen wollte. Hierbei fiel mir der eigene häufige Gebrauch bildlicher Sprache auf: metaphorische Wörter, Worte, Sprüche und andere rhetorische Texte. So konnte ich mich auch „Geistesgrößen“, wie Kant und Hegel, von neuem annähern, wenn sie ausgerechnet dort, wo man von sich selbst begriffliche Eindeutigkeit verlangt, metaphorisch und damit vieldeutig redeten.

Hinzu kam die Feststellung eines Mankos: Wohl vor allem aus einem aktualisierten Interesse an einem Wiedererwachen politischer Rhetorik konzentrierte ich mich zunächst auf die Topoi und ihre gesellschaftspolitischen Kontexte. Dabei rückte das für die Funktionsweise der Topoi wichtige Element der Anschaulichkeit und Bildlichkeit in den Hintergrund. Erst durch die soziologischen Untersuchungen und wissenschaftsorganisatorischen Bemühungen Matthias Junges bin ich in jüngster Zeit auf die vielfach unterschätzte Bedeutung der Metaphorik gestoßen.¹

¹ Matthias Junge (Hg.): *Metaphern und Gesellschaft. Die Bedeutung der Orientierung durch Metaphern*, Wiesbaden 2011. Ders. (Hg.): *Metaphern soziologischer Zeitdiagnosen*, Wiesbaden 2016.

Nun habe ich durch die von Junge veröffentlichten Arbeiten auch lernen müssen, dass Metaphorik nicht immer Bildlichkeit bedeutet. Doch rhetorisch scheint sie nur persuasiv zu funktionieren, wenn sie mehr oder weniger bildliche Übertragungen ins Spiel bringt, die durch häufige Wiederholung sogar die zuvor so wichtig erscheinenden Kontexte der Topoi irrelevant wirken lassen können. Hier ist das von der Sprachkritischen Aktion auserwählte „Unwort des Jahres 2014“ „Lügenpresse“ für mich ein instruktives Beispiel. Durch häufigen und oftmals ironischen Gebrauch füllt es sich immer weiter mit assoziativen Bildern auf, die die ursprünglichen topischen Kontexte in den Hintergrund entschwinden lassen.

Mein Einklammern bildlicher Metaphorik, das ja, wie die ausgewählten Texte belegen, auch manchmal Hervorheben durch Klammern war, regt nun aber doch auch die Offenlegung eines persönlichen Umstandes an, den ich eingangs andeutete. Durch eine Krebserkrankung ist mir mit vielen Worten von Ärzten und Laien eine Konfrontation von Metaphorik und sachlicher, wissenschaftlicher Kommunikation aufgenötigt worden, die ich als selbst Betroffener niemals zuvor erlebt hatte. Die durch mehrere Untersuchungen gesicherte Mitteilung, dass ich einen bösartigen Tumor habe, ließ mich nicht vor dem Bösen, das sich in meinem Körper eingenistet hat, erzittern, riss mich aber recht unsanft in eine Kommunikation um die Bedeutung der Bösartigkeit dieses Bösen. Vielleicht übersensibilisiert durch jahrelange etymologische Wortklaubereien, war meine anfangs versuchte Abwehr auch schnell geschwächt. So musste ich mich damit beschäftigen, was denn an einem gutartigen Tumor für mich gut gewesen wäre. Auch konnte ich noch folgen, als ärztliche Erklärungsversuche und mir zugespielte Informationen aus dem Internet die Existenz von karzinoiden Zwischenformen erwähnten, die – so wie „faschistoide“ Tendenzen – harmloser erschienen als die Extremisten unter den Tumoren. Doch schon als mir ein in Patientenkommunikation gewiss sehr erfahrener Arzt erklärte, warum diese Nomenklatur nicht mehr dem Stand der Kunst entspricht, gab ich auf: Ab hier verstand ich nur noch Bahnhof, ohne Hoffnung dort einen Zug zu finden, der mich in die Welt der modernen Medizin bringen könnte. Dieser Eindruck verstärkte sich von Untersuchung zu Untersuchung, von ärztlicher Dokumentation zu ärztlicher Dokumentation. Unterdessen fühle ich mich wie am steil abfallenden Rande einer Hochebene, in eine Landschaft blickend, in der ich kaum noch Details erkenne.

Aufgrund meiner soziolinguistischen Studien verfüge ich natürlich über Begriffe, um diese Situation auch weniger metaphorisch zu beschreiben. Es handelt sich offensichtlich um ein Problem sprachlicher Kommunikation zwischen den professionellen Diensten beanspruchenden Adressaten und den diese Dienste bietenden Fachleuten, die die „anormale“ Komplexität und Eindeutigkeit ihrer Fachsprache durch eine mit metaphorischen Ausdrücken angereicherte Adressatensprache zu reduzieren versuchen. Die auch von den Patienten beobachtbare Verwendung der medizinischen Fachsprache beim diagnostischen oder operativen Geräteinsatz macht hier insbesondere die Anforderung der Eindeutigkeit dieser Fachsprache und ihres Gebrauchs plausibel. Abgesehen von dem traditionellen lateinischen

Vokabular ist bedingt durch den Stand der medizinischen Technik und der wiederum durch die Geräteentwicklung ermöglichten wissenschaftlichen Forschungsergebnisse die Fachsprache hoch komplex geworden. Die Sicherung der Eindeutigkeit dieser Sprache war und ist hierbei ein wichtiger Motor.

Hierin dürfte nun kaum ein wesentlicher Unterschied zu anderen modernen, von Wissenschaft und Technik angeführten Disziplinen bestehen. Eine ihrer Leitwissenschaften, die Informatik, lässt uns doch manchmal täglich von der „Oberfläche“ der von ihr mitentwickelten Geräte in einen stark vernebelten Abgrund starren. Bietet die eigene Disziplin zudem schon genug an Problemen, so verwirren sich hier manchmal die komplexen Probleme bis zur Unbeherrschbarkeit; ein Zustand, in dem auch disziplinäre Fachsprachen nur wenig helfen können. Nun kann ich mich hier als Betroffener am Abgrund, dem zwecks Komplexitätsreduktion metaphorische Beschreibungen seines Zustands geboten werden, die reduzierte Komplexität und die in ihnen versteckten Risiken mangels Fachwissen und Fachsprache nur ahnen. Und dies erscheint mir zurzeit nur gut so. Denn es lässt mir auch Zeit zu der Selbstreflexion: Wie war das in meinem eigenen Berufsleben? Als Soziologe hatte ich schließlich auch eine Fachsprache. Als Beteiligter an der Ausbildung von Lehrern und Sozialpädagogen vernahm ich ja doch dann und wann auch ein Murren über mein Soziologen-Deutsch. Doch an eine Situation, wie ich sie metaphorisch zuvor zu beschreiben versuchte, kann ich mich nicht erinnern. Niemals erschien mir die Schwelle zwischen den professionell gebotenen Kommunikationsweisen so hoch, dass ich ein unüberwindbares „Fachsprachenproblem“ empfand.

Ein Blick in die von mir häufig benutzten Geschichtsbücher zur Soziologie zeigt mir zunächst einen mehr als hundertjährigen Vorlauf, der im Rückblick als Emanzipation einer Wissenschaft aus diversen Verstrickungen in andere Sozialwissenschaften beschrieben wird. Erst um 1900 scheint dieser mit der Etablierung an einigen europäischen Universitäten eine neue sozialwissenschaftliche Disziplin hervorgebracht zu haben, die damit auch ihre bis heute unumstrittenen Väter erwarb: Max Weber, Georg Simmel, Emile Durkheim hatten sich die Studierenden zu merken.

Als Anker könnten hierbei meine Hinweise auf die schwierige Karriere des deutschen Juden Simmel, die viel leichtere Karriere des französischen Juden Durkheim und die Karrierevorteile, die die rein deutsche Abkunft Max Webers bot, gedient haben. Bezogen auf die Inhalte dieser Soziologie und ihrer Fortführung hatte ich keine großen didaktischen Probleme. Zwar waren Max Webers Texte durch ihre juristischen und sozialökonomischen Fachbegriffe nicht einfach, doch deren Zahl ließ sich in pädagogischer Perspektive leicht auf einige wichtige begriffliche Unterscheidungen reduzieren. Dagegen schien mir Emile Durkheims normativistische Konzeption seiner Soziologie problemlos an die damalige Pädagogik anschlussfähig, auch durch seine eigene Erziehungssoziologie und seine Bezüge auf die Ethnologie seiner Zeit. Sie stellte zugleich einen Ausgangspunkt für die Darstellung der späteren Entwicklung alternativer Konzeptionen, insbesondere

der Brückenschläge und Kontrastprogramme zur Sozialpsychologie und zur Interaktions- und Kommunikationstheorie dar. Insofern kann es an meinem Arbeitsplatz gelegen haben, dass ich keine Kluft zwischen der Kommunikation mit den Studierenden, einschließlich der Profis in der Fort- und Weiterbildung, und der fachsprachlichen Kommunikation mit Kollegen und Kolleginnen verspürte. Doch auch der Entwicklungsstand der Soziologie selbst stellte hier keine größere Herausforderung dar. Meines Erachtens änderte sich das erst mit der Entwicklung der Rational-Choice-Theorie und der Fortentwicklung der Systemtheorie durch Niklas Luhmann. Doch diese beiden Ansätze wagte wohl kaum ein Soziologe breitenwirksam Pädagogen zu bieten; waren doch die Soziologen selbst über deren Nutzen für die gesellschaftliche Praxis uneins.

Hier erscheint mir nun auch der geeignete Ort, einige Worte über die für diese Aufsatzsammlung ausgewählten Texte zu verlieren. Vielleicht erscheint der vorletzte Artikel über die Menschenwürde angesichts seiner auch „fachsprachlich“ komplizierten Beschäftigung mit Jürgen Habermas und dem Deutschen Bundesverfassungsgericht auf den ersten Blick etwas deplatziert, nur wegen des Untertitels „Versuch einer Topoanalyse“² eingefügt. Einerseits hat sich aber gerade in letzter Zeit der Menschenwürde-Begriff anlässlich der sogenannten Flüchtlingskrise in öffentliche Diskurse gedrängt, in die er allerdings immer weniger für politisierte christliche Kreise, von christlichen Parteien bis zu weltanschaulichen Entdeckern des Christlichen Abendlandes, zu passen scheint. Andererseits ist es ja auch gerade der Untertitel, der jetzt den Obertitel „Worte und Bilder“ motiviert. Auch habe ich hier, bevor ich mich zu den klassischen Quellen begab, im Anschluss an meine eigenen soziologischen Quellen, insbesondere die Medienanalysen Erving Goffmans, Grundgedanken zur Topoanalyse skizziert. Diese harrten zunächst noch einer systematischeren Verbindung mit der klassischen Topoanalyse, die später im Vordergrund stand. Insofern sollte es sich bei dem Menschenwürde-Aufsatz nicht um einen Schlussstein handeln. Diesen Schlussstein meinte ich, in einem älteren Aufsatz über „Rahmen und Rahmungen“ gefunden zu haben. Er stellt für mich eine persönliche Würdigung Erving Goffmans dar, dessen Texte mich in meiner wissenschaftlichen und hochschuldidaktischen Arbeit immer wieder anregten und zur Auseinandersetzung herausforderten.³

Beim Versuch, mir selbst bei der Planung eines größeren Ganzen auf die Schliche zu kommen, werde ich heute durch vorhandene Dokumente daran erinnert, dass ich noch vor gar nicht so langer Zeit den Aufsatz über die Menschenbilder

² Dieser Aufsatz ist ein leicht überarbeiteter Text, ursprünglich publiziert in: Horst Groschopp (Hg.): *Humanismus und Humanisierung*. Schriftenreihe der Humanistischen Akademie Berlin-Brandenburg, Bd. 7, Aschaffenburg 2014, S. 95–109. Ich nutze hier auch die Neuveröffentlichung, um einige bei der Drucklegung in den Anmerkungen aufgetretene Fehler zu korrigieren.

³ Vgl. insbesondere Siegfried Reck: *Identität, Rationalität und Verantwortung*, Frankfurt a.M. 1981. Dort arbeitete ich mich vor allem an Goffmans Stigma ab. In dem hier leicht verändert wiedergegebenen Aufsatz bezog ich mich stärker auf seine *Frame Analysis*.

zum Leitaufsatz einer möglichen, auch für die Beteiligung Anderer offenen Textsammlung erkoren hatte. Dabei waren für mich Bezüge auf meine soziologische Disziplin sekundär. Der Zugang war etymologisch und der weitere Inhalt philosophisch, in der Form didaktisch, teilweise für Freunde geschrieben, denen ich mein Menschenbild „vermitteln“ wollte. Und dies setzte sich fort in dem neuen Leitaufsatz mit dem Titel des Ganzen: „Worte und Bilder“, in dem nun mindestens einer dieser Freunde sich direkt als „Leitfigur“ angesprochen fühlen kann.⁴ Im Anschluss an Curtius und Klemperer habe ich hier einen Toposbegriff zu definieren und zu konkretisieren versucht, der auch in aktuellen Kontexten zu kritischen Analysen herausfordert. Zugleich bin ich hier, zunächst ohne besondere Aufmerksamkeit, in die Metaphorik geraten – und flugs hatte ich einige Menschen um mich herum, die mit großem Vergnügen und Erinnerungen an persönliche und berufliche Beschäftigung mit Metaphern zur Mitarbeit an meiner Aufsatzsammlung bereit waren. Zunächst sollten deren Beiträge innerhalb meiner Textreihe Platz finden. Unterdessen erscheinen mir ihre Sichtweisen auf Metaphern, insbesondere in ihrer Abweichung von meinen eigenen, aber so interessant, dass ich für ihre Präsentation in einem zweiten Teil einen eigenen Platz vorgesehen habe.

Was meine eigenen Texte anbelangt, so ist die Metaphorik zunächst eher indirekt und implizit wie in meiner beruflichen Praxis wirksam, die ich zu beschreiben versucht habe: Eine größere Schwelle zwischen einer Kommunikation mit den Adressaten und einer fachsprachlichen Kommunikation gibt es für mich und hoffentlich auch aus Adressatensicht nicht. Mein Anteil an Verständigungsproblemen geht auf das Konto sprachlicher Eigenheiten, die aus vielfältigen Quellen stammen, aber natürlich auch auf unfertigen Gedanken und quer schießenden Empfindungen beruhen können. Meine eigene Neigung zum Gebrauch metaphorischer Ausdrücke könnte nun genau damit etwas zu tun haben, jene Schwelle zur antizipierten Adressatensprache möglichst flach zu halten. In welcher Fachsprache könnte ich denn ausdrücken, dass ich versuche mir selbst „bei der Planung eines größeren Ganzen auf die Schliche zu kommen“? Das beginnt doch schon beim ersten Wort: „bei“. Hier wird eine Einheit von Planung und Nachdenken über die Planung suggeriert, die planungslogisch unwahrscheinlich erscheinen könnte. Doch vielleicht war und ist es ja genauso. Und inwiefern geht es um ein „größeres Ganzes“? Das erscheint doch ziemlich übertrieben. Doch in meiner Lage geht es vielleicht nicht nur um ein Ganzes, sondern um alles, was ich noch publizieren kann. Und dann natürlich: „auf die Schliche kommen“; ein wunderschöner Ausdruck! Hier wird zusammengefasst, wie Selbstreflexion erfolgreich sein kann, wenn sie einem nicht durch plötzliche Erleuchtung, gnädig unter Annahmewang, geschenkt wird, sondern durch geduldiges Suchen und Beobachten und – um es metaphorisch mit Hegel auszudrücken – durch die „Arbeit des Begriffs“ begreif-

⁴ Es handelt sich um meinen Kärntner Freund Gerhard Leeb, dem ich auch andere Anregungen, die sich in meinen Texten niedergeschlagen haben, verdanke.